

Der Kaminfeger : eine heiterernste Geschichte

Autor(en): **Friedli, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **213 (1934)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374942>

Nutzungsbedingungen

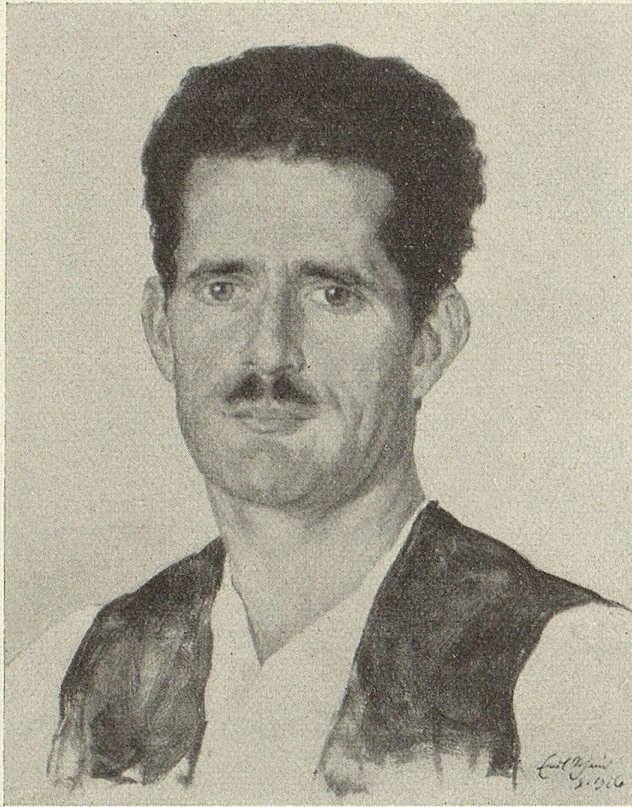
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Männerporträt. Nach einem Gemälde von Emil Schmid.

um diesen Maßstab an unsere künstlerischen Arbeiten zu legen? Mit dieser Frage wird immer wieder das Problem der Ähnlichkeit aufgerollt. Natürlich soll ein Porträt ähnlich sein. Es kann aber nicht nach der Auffassung jedes einzelnen Beschauers frappant ähnlich sein, denn der eine findet diesen, der andere jenen Ausdruck charakteristischer. Das Porträt ist aber gleichsam eine Summe von Ausdrücken, im Gegensatz zur Photographie, welche nur den Ausdruck eines Augenblicks festzuhalten imstande ist.

Im Interesse sowohl der Kunst, als auch der Künstler ist zu hoffen, daß es trotz allem auch in unserer „schnellebigen“ Zeit noch Menschen gibt, die das tiefer dringende Künstlerauge nicht scheuen und die es getrost dem Maler oder Bildhauer überlassen, das Wesentliche aus ihrem Inneren herauszuholen.
Emil Schmid, Heiden.

Der Kaminfeger.

Eine heiterernste Geschichte von F. Friedli.

Trotzdem Mettler Christen als Kaminfeger genug Rauch und Ruß zu schlucken bekam, mochte er doch ums Leben gern etwas essen, das schon länger in Rauch und Ruß hing. Zwar wollte das von den Bauerleuten selten jemand merken, wenn er auch noch so sehr um ihre Schinken und Rippli herumredete, die in ihren Kaminen hingen. Zuweilen fand

er aber doch eine gemerkte Bauersfrau, die ihm dann ein geräuchertes Rippli oder zwei in seinen rußigen Kittel schob. Aber was war das für eine so große Schar, die sich daheim um den Esstisch scharte! Sechs Buben und drei Mädels, keines mehr als ein Jahr vom andern auseinander. Zwei waren sogar miteinander zur Welt geboren. Sogar die abgenagten Rippli mußten noch zerkleinert werden und dann sog jedes daran, solange ein wenig Saft herauszulaugen war.

Nun war schon wieder mehr als ein Vierteljahr vorüber, seitdem ihm das „um das Geräucherte herum reden“ etwas eingetragen hatte. Es schien, als hätte ihn da alles verlassen. Schon mehr als ein Mal war er in der Versuchung, selbst ein Stück aus dem Kamin auszulesen, wenn einmal niemand in der Nähe war, aber immer noch hatte ein weißes Englein den schwarzen Kaminfeger davor bewahrt und nachher, wenn er wieder im Freien war, pries er sich glücklich, der Versuchung entronnen zu sein, froh darüber, daß doch seine Seele noch nicht schwarz geworden sei.

Als aber nach Verfluß von wieder einem Vierteljahr nichts von einem Kamin herunter von barmherziger Hand in seine Tasche gesteckt wurde, — nun, da war sie eben doch einmal gefüllt mit einem schönen Stück, das ungeschenkt und unbezahlt war. Das war wohl auch die Ursache, daß er diesmal schneller heimzukommen suchte. Das war es auch, daß er den Entschluß faßte, diesmal an der Gartenwirtschaft zur „Krone“ vorbeizugehen, ohne sein Möschli zu trinken. Aber, sagte er sich im letzten Moment noch: das könnte gerade auffallen, und als er den Hubersepp schon dort sitzen sah und jener ihn auch erkannte, da durfte er nicht vorbei. Sein „Geräuchertes“ hatte er zuvor im Mooswäldli oben, durch das er hindurch mußte, aus der Tasche genommen und auf seinem Kopf unter dem großen Zylinderhut verborgen.

So saß er denn vor seinem Glas Most, um damit den Ruß aus seiner Kehle zu spülen. Wenn er nur auch den, der sich ihm auf die Seele gelegt hatte, hätte wegspülen können! Ach, wäre das Fleisch doch wieder im Kamin, wo es vorher war! Mit Appetit würde er ja doch nicht dabei sein. Nun, er hatte es ja auch nicht in erster Linie um seinetwillen getan, Frau und Kinder sollten wieder einmal etwas Besseres haben, so redete er sich ein.

Etwas abseits in der Gartenwirtschaft hatten einige Jungburschen eine Scheibe aufgestellt, um sich im Flobertschießen zu üben. Eben machten sie eine Pause. Einige kamen herzu und sungen den Kaminfeger zu necken an. Sonst blieb er in solchen Fällen nichts schuldig, er konnte zünftig zurückgeben und heimzahlen, wenn es sein mußte, aber diesmal war er nicht in der Laune dazu. Einer der Burschen gab ihm einen leichten Schlag auf seinen Zylinder mit seinem Flobert. Mengstlich griff er darnach und drückte ihn noch fester an. Das reizte den jungen Mann noch mehr. Ob er einmal den Tell machen sollte, er möchte ihm durch seinen Hut schießen? Ohne auf das ängstliche Abwehren zu achten, begab er sich

in Stellung. Aber unbegreiflicher Weise nahm der Kaminfeger den Hut nicht vom Kopfe, was ihn ja aus seiner kritischen Lage befreit, aber zugleich das geräucherte Schweinsrippli zum Vorschein gebracht hätte. Und der junge Mann in seinem Uebermut zielte, drückte los, traf den Zylinder. Ein Loch auf der einen Seite, aber nur auf der einen. Die Kugel war stecken geblieben. Schrecken ergriff alle, leichenblau war der Kaminfeger. Er stand auf und lief so schnell er konnte den Weg den Hübel hinunter, die andern in der Angst lassend, er sei getroffen und verlegt. Im Tobel erst riß er den Hut herunter und warf das Fleisch in den Tobelbach. Da wurde es ihm ein bißchen leichter. Aber der Kuß wollte nicht recht von der Seele lassen, bis er dann sein Vergehen der Bäuerin bekannt hatte und bezahlen wollte.

Bezahlen mußte er nichts, aber noch ein viel schöneres Stück, als er stibitzt hatte, trug er heimwärts, das auch ihm dann vortrefflich mundete.

Tags darauf erwartete ihn im Tobel, nicht weit von der Stelle, da er die gestohlenen Rippli fortgeschleudert hatte, einer der jungen Schützen. Er frug ihn, ob es ihm nichts gemacht hätte, übergab ihm im Namen auch der andern zwanzig Franken, wenn er die Sache auf sich beruhen lasse und sie nicht anzeige. Es sei ein Bubenstreich gewesen, sie hätten ja überhaupt nicht schießen dürfen dort. Er mußte das Geld nehmen, wie er sich auch dagegen wehrte und beteuerte, es sei für ihn nur ein kleiner Schreck gewesen.

Eigentümlich war nur noch, daß er in Zukunft so selten mehr Durst hatte und meistens an der „Aronne“ vorbei ging, ohne Halt zu machen. Der liebe Gott aber sandte dann noch seinen Schutzengel, der ihm den Kuß, der sich ihm auf die Seele gelegt hatte, wegwaschen mußte. In eine ähnliche Versuchung kam Mettler Christen, der Kaminfeger, nicht mehr.

405051

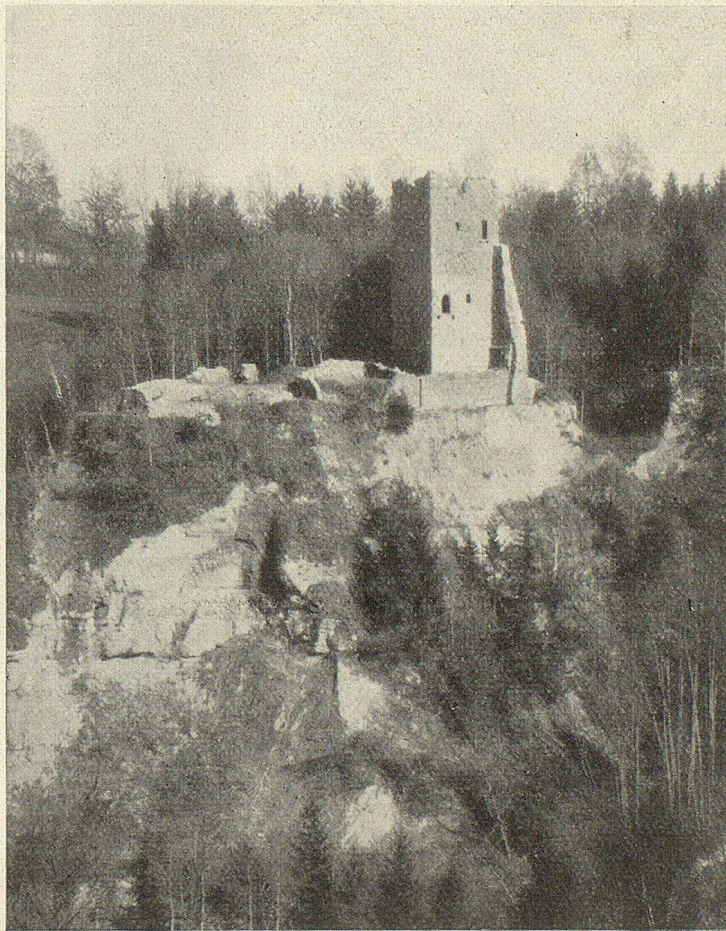
Ueber altes Burgenmäuwer.

Es entbehrt nicht eines gewissen Reizes, ausgerechnet im Appenzellerkalender über Bestrebungen zu berichten, welche unsere Burgruinen vor weiterem Verfall zu schützen sollen. Sind es doch gerade die Vorfahren wenigstens eines Teiles der heutigen Leser des Appenzellerkalenders gewesen, die in ihrem wilden Freiheitssturm mehr als 60 Schlösser eingenommen und ihrer 30 in Ruinen verwandelt haben, und heute noch empfinden es die Herisauer Kadetten als Hauptspaß ihres schönen Kinderfestes, eine improvisierte Burg im Sturme zu nehmen und jubelnd den Flammen überantworten zu dürfen, ohne daß auch nur eine Spur einer Ruine übrigbleibt.

Aber es kann ihnen nicht mehr in den Sinn kommen, ihre erwachenden Heldenkräfte an den „Steinen der Tyrannenschlösser“ Rosenberg und Rosenburg ob ihrem Heimatdorf zu entfalten und weiterhin wackelnde Blöcke zu lösen und unter Gallo den Berg hinunterfallen zu lassen, wie man es leider allzulange und weit herum im Schweizerlande hat gesehen lassen.

Denn einsichtige Männer sind darangegangen, die noch spärlich vorhandenen Reste der ragenden Burgen durch vorzügliche Maßnahmen vor weiterem Zerfall zu sichern, weil sie erkannt haben, daß „auf den Bergen die Burgen“ um alles nicht aus dem Landschaftsbild verschwinden dürfen, weil sie zu ihm gehören nicht bloß als Denkmäler der Befreiung eben des Landes, auf das sie hinunterblicken, sondern auch als malerische Bereicherung des Landschaftsbildes, aus dem sie gar nicht wegzudenken sind, weil sie mit der Natur eine wunderbare Einheit bilden. Ihre Erhaltung bedeutet geradezu ein Stück Heimatschutz.

In diesem Sinne ist der vor sechs Jahren von Herrn Architekt Probst in Zürich gegründete Schweiz.



Burgruine Ramswag.